

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 107.

Sonntag, 7. Mai.

1916.

(II. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Am anderen Morgen war Vera schon früh auf.

Als sie am Abend mit Sergei das Haus verlassen, waren sie vor der ersten Etage der Einwohnerin begegnet, die Sergei begrüßt hatte.

„Warum lassen Sie sich nicht bei mir sehen, Sergei Alexandrowitsch?“ hatte sie den Bruder gefragt, und als dieser seine Schwester vorgestellt, auch Vera aufgefordert, sie doch zu besuchen.

„Aber ich muß eilen, es ist schon spät — ich hoffe Sie also bald bei mir zu sehen — vielleicht übermorgen — Sie wissen, Sergei Alexandrowitsch, Freitag wird bei mir stets musiziert.“

Unterwegs hatte ihr der Bruder erzählt: Bald nach ihrer Heirat sei die Dame, die ihn eben angesprochen, in die erste Etage gezogen. „Sie gibt Klavierkonzerte, bei ihr verkehrt eine sehr angenehme Gesellschaft, Künstler und Musikfreunde, ich bin durch Zufall bekannt geworden, da hat es sich so gemacht, daß sie mich eingeladen. Sie ist verheiratet, doch der Mann — man findet sich da nicht durch. Er soll früher Marineoffizier gewesen sein — hast du bemerkt, wie er um seine Frau bemüht war, als er sie zum Wagen begleitet, nicht wie ein zärtlicher Ehemann, mehr wie ein Diener, ohne Gut oder Mühe war er mit herausgekommen, öffnete die Wagentür, hob sie herein, legte ihr Kleid und Mantel zurecht — auch bei ihnen im Hause kam er mir geduldet vor, zeigte sich scheu — und dann sie, wie sie mit ihm spricht: es wird wohl lange dauern, lag' dich schlafen — dabei hatte sie ihm noch etwas leise gesagt, ich kann mir denken, um was es sich handelt. Der Mann soll ein Trinker sein — wenn er ohne ihre Aufsicht ist, alles, was ihm in die Hände kommt, trinken, der Hausknecht hat davon erzählt, es sollen schon ein und das andere Mal Szenen vorgekommen sein. Ich bedaure die Frau, sie ist trotz ihrer dreißig Jahre noch eine schöne Erscheinung — du hast gesehen, prachtvolle Figur, kleidet sich sehr gut und ist eine lebenswürdige Wirtin. Kommen Freitag mit herunter, das lenkt ab, bringt dich auf andere Gedanken.“

In der Nacht, während sie schlaflos gelegen und gedacht, immer wieder gedacht und überlegt, wie sie sich ihr Leben gestalten könnte, war ihr die Klavierkünstlerin eingefallen, eine Idee in ihr aufgetaucht, ihr Violinspiel.

Die letzten Jahre seit ihrer Heirat hatte sie es fast aufgegeben gehabt, die Violine hier zurückgelassen, irgendwo mußte sie aufbewahrt sein. Wenn nur die Mutter schon aufwachte, damit sie sie fragen könnte. Ermutigendes lag in dem Gedanken, daß sie doch etwas verstand, was sich vielleicht verwenden ließ. Sie hatte früher gut gespielt, schon als Kind, als der Vater noch lebte, als noch Gäste im Hause verkehrten. Man hatte ihr manches Lob gesagt, auch ihr Lehrer: Wenn sie fleißig sei, könne sie es zu etwas bringen.

Mit des Vaters Tode, in der Zeit der Sorgen konnte der Lehrer nicht mehr bezahlt werden, so war sie ganz auf sich angewiesen gewesen, da war ihr die Lust

geschwunden. Aber jetzt konnte es ihr vielleicht weiter helfen. Sie wollte gleich heute ihren alten Lehrer aufsuchen — wenn sie nur erst die Violine wieder hätte.

Dann plötzlich der Gedanke, daß sie kein Geld hätte, um den Lehrer zu bezahlen, das entmutigte sie wieder, bewirkte, daß sie die ganze Sache für phantastisch ansah: Was würde sie denn auch erreichen? Eine Künstlerin würde sie nicht werden — oder vielleicht doch, wenn sie fleißig wäre.

Vorher war sie doch so überzeugt gewesen, daß sich etwas erreichen ließe, der Einfall hatte ihre ganze Stimmung verwandelt, wie ein erfrischendes Bad gewirkt, und nun wollte sie schon wieder verzagen. Sie sah zum Bette der Mutter hin — die schlief noch ruhig — also sie mußte noch warten.

Reife kleidete sich Vera an und ging ins Nebenzimmer. Sergei war schon fort, kein leeres Regalglassand auf dem Tische, daneben ein Teller mit Weißbrot, auf der Tischdecke umhergestreute Brotkrumen.

Das störte sie — seufzend dachte sie an ihre häuslichkeit der letzten Jahre. Sie nahm das Glas und trug es in die Küche, die Kriemel hatte sie vorher vom Tische gewischt, ließ sich von der Magd Lee bringen und sah nun da und grübelte weiter.

Einen Versuch wollte sie auf alle Fälle machen, erst einmal für sich, dann zu dem Lehrer hingehen — dazu brauchte sie ja doch kein Geld, sie wollte nur hören, was er meinte.

Mechanisch betrachtete sie ihre Finger, ob die noch geschmeidig genug wären, da fielen ihr die Ringe ein, die sie noch besaß, die man ihr nicht von den Händen hatte reißen können. Die ließen sich wohl zu Gelde machen, sie wollte Sergei fragen, auch von ihren Pelzen konnte sie verkaufen, sie brauchte ja jetzt nicht mehr alle — vielleicht reichte das. Wieder kam das frühere Gefühl des Muts über sie, sie konnte die Zeit nicht erwarten, daß sie ihre Violine in Händen hielt.

Aber die Mutter schlief noch immer. Unruhig ging Vera im Zimmer hin und her, ab und zu von neuem ihre Hände betrachtend. Die waren noch so schlank und geschmeidig wie früher — sie ließ die Finger der linken Hand spielen, als ob sie die Saiten einer Violine berührte, dann mußte sie plötzlich vor sich hinlächeln: Was würde Sergei zu ihrer Idee sagen — gestern auf dem Spaziergange hatte er mit ihr von der Zukunft gesprochen, allerlei Vorschläge gemacht, ob sie nicht französischen Unterricht erteilen wollte — sie spräche doch so gut Französisch — oder Übersetzungen machen oder — sie hatte wohl bemerkt, wie schwer es ihm geworden, ihr das zu sagen, er wußte ja, daß sie das nicht konnte, oft genug hatte sie ihm erklärt, daß sie seine Geduld bewundere, wie er sich mit Schülern abplagte — wie eine Ungeheuerlichkeit war es ihr erschienen, wenn sie sich als Lehrerin dachte — eine einfache Unmöglichkeit. Nun hatte sie sich selbst etwas herausgefunden, was ihr Geld und Ruhm bringen konnte. So weit war sie schon wieder in ihren Gedanken.

Sie stand auf und öffnete die Tür zum Nebenzimmer, die Mutter war erwacht. Vera trat zu ihr ans Bett und küßte sie, doch die Ungeduld ließ sie die Frage der Mutter, warum sie denn schon so früh aufgestanden, überhören.

„Sag doch, wo ist meine Violine?“

Die Mutter sah sie erstaunt an:

„Deine Violine, wo die ist —“

„Ja, meine Violine, ich hab' sie doch hier zurückgelassen, sie muß hier sein.“

Frau Fischerassowa dachte nach.

„Du mußt mal Annuschka fragen, die hat sie wohl irgendwohin gesteckt“; dann fiel ihr ein, daß Annuschka damals noch gar nicht im Hause gewesen, sie eine andere Dienstmagd gehabt, sie konnte sich nur nicht gleich besinnen, wie diese geheiß. „Nein, Annuschka war noch nicht bei uns, das wird die Natascha gewesen sein oder die Mascha, ich erinnere mich wirklich nicht.“

Vera zitterte vor Ungeduld.

„Über Mama, das ist doch ganz gleichgültig, wie diese Mädchen heißen, das bringt mir doch nicht meine Violine, besinne dich doch, wo der Kasten hingekommen ist. In der kleinen Wohnung kann doch so etwas nicht verschwinden, es ist doch ein großer Gegenstand.“

„Reg dich doch nicht auf, Vera, du hast dich doch so lange Zeit nicht um die Violine gekümmert, wozu brauchst du sie denn — laß' mich nur erst aufstehen.“

Doch während sich Frau Fischerassowa ankleidete, fiel es ihr ein: „Mein Gott, nun weiß ich es: Im Vorzimmer auf dem Schrank steht sie — hast du da nicht nachgesehen?“

Vera war schon hinaus, hatte sich einen Stuhl aus dem Zimmer genommen und tastete daraufstehend in der Dunkelheit des fensterlosen Vorzimmers mit der Hand über den Schrank.

Eine Wolke von Staub wirbelte auf, doch sie ließ sich nicht abschrecken, suchte weiter, und da, ganz hinten an die Wand geklemmt, fand sie den Kasten. Sie zog ihn herunter und lief in die Küche, um ihn zu reinigen. Der Schlüssel steckte darin, doch als sie daran zu drehen versuchte, gab er nicht gleich nach, war wohl verrostet oder Staub hineingekommen, erst nach mehreren Versuchen sprang das Schloß mit dumpfem Klang auf.

Gastig öffnete Vera den Deckel und stand dann einige Sekunden in Sinnen verloren vor der auf ihrem blauen Samtbeuger ruhenden Geige.

Also die sollte ihre Netterin werden, würde sie sie nicht enttäuschen?

Doch sie wollte nicht wieder in ihre frühere Zaghaftigkeit verfallen, nahm schnell den Kasten und ging ins Zimmer.

Ehe sie die Violine herausnahm, glitten ihre Finger über die Saiten, doch dann, ohne weiter zu überlegen, nahm sie Geige und Bogen und versuchte zu spielen. Aber nur mißtönende Laute drangen hervor, so daß sie das Instrument schnell wieder absetzte — es mußte doch wohl nach dem langen, unbenutzten Liegen erst wieder eingespült werden.

Die Mutter war aus dem Schlafzimmer gekommen und hatte ihrem Treiben verwundert zugehört, doch als sie fragen wollte, unterbrach sie Vera:

„Später, Mama, sage ich dir, was ich vorhabe, ich muß jetzt schnell fort, ich will mich umziehen.“

Und wieder in der mutigen Stimmung vom Morgen kam ihr in den Sinn, daß sie sich recht nett kleiden müsse, so weit dies ihre Trauer zuließ, um auf ihren Lehrer, den sie aufsuchen wollte, einen günstigen Eindruck zu machen.

Als sie fertig vor dem Spiegel stand, in dem eng anschließenden schwarzen Kleide, dem langen Korpoleot, Gut und Muß aus gleichem Stoff, zog ein schmerzliches Lächeln über ihr Gesicht — die Erinnerung wollte wieder in ihr wach werden. Sie bezwang sich jedoch und machte sich auf den Weg.

Das Herz klopfte ihr, als sie vor dem Hause des Lehrers stand, das sie früher so oft betreten, und fast

zaghaft klang es, als sie den Portier fragte, ob Herr Professor Unnow zu Hause sei.

Der Professor war zu Hause und nach einigen Minuten öffnete ihr oben in der zweiten Etage auf ihr Klingeln eine alte Dienerin die Tür.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maitäfer.

(Ein Gespräch am 1. Mai 1916.)

„Guten Tag, Herr Doktor! Wie geht's Ihnen?“ — „Danke, ganz leidlich. Sie aber strahlen ja förmlich! Was ist denn los? Ach so, ein Stammhalter! Ich gratuliere herzlich. Also diese Nacht, das ist ja prächtig. Mutter und Kind befinden sich wohl? — Geradich! Wann ist denn das Ereignis eingetreten?“

„Das ist es ja eben, was mich zu Ihnen führt. Raten Sie mir! Ich war soeben beim Standesbeamten und der fragte mich: Wann ist das Kind geboren? und ich sagte: Nachts 11 Uhr 30 Minuten. Genau nach meiner Uhr.“

„Hatten Sie denn die Uhr gestern nicht um 11 Uhr gestellt? Gestern gab's gar keine 11 Uhr 30 Minuten!“

„Nein, daran habe ich in der fürchterlichen Aufregung nicht gedacht.“

„Also ist das Kind am 1. Mai geboren, nicht am 30. April.“

„Das will mir nicht einleuchten, sagte ich zum Standesbeamten. Tatsächlich ist doch das Kind eine halbe Stunde vor Mitternacht geboren. Am 30. April, gerade wie sein Großvater.“

„Was heißt tatsächlich? Was heißt Mitternacht? Mitternacht ist, wenn die Sonne im Scheitelpunkte unserer Antipoden steht, diese also Mittag haben. Wann glauben Sie denn, hatten wir gestern in Wiesbaden Mitternacht? Das möchte ich mal mit Ihnen besprechen.“ — „Ja, aber es muß doch eine in den Naturgesetzen begründete Norm geben, auf Grund deren man die Zeit bestimmen kann.“ — „Ist auch der Fall, nur richten wir uns nicht danach. Sehen Sie, alles ist ein Kompromiß. Von Königsberg bis Neß hatten wir bis vor kurzem die mitteleuropäische Zeit. Daneben die Ortszeit. Seit gestern nacht um 11 Uhr haben wir die Ortszeit auch nicht mehr. Nur zum privatesten Gebrauch. Es gäbe sonst Verwirrung. Wir haben jetzt nur die Sommerzeit. Danach muß sich alles richten.“ — „Ja, aber doch eine Wächlerin nicht. Wenn Sie für diese auch um 11 die Uhr vorstellen, dann hat sie ja eine Stunde länger mit dem Geschäft zu tun gehabt und dann ist der ganze Erfolg dahin, der die weise Frau gestern so begeisterte. Das ging ja spielend“, sagte sie. — „Nun, es half mir alles nichts; der Standesbeamte blieb unerlittlich. Hat er recht?“

„Mein Wester! Seit Tausenden von Jahren versuchen die Menschen den Strom der Zeit zu messen und das gelingt ihnen nur sehr unvollkommen. Jahre und Tage schieben wir in unsere Zeitrechnung ein, und es stimmt doch nur zur Not. Schon das Schwanken der Erdschale verschiebt die Zeitrechnung und dann stimmen Minuten und Sekunden im Jahre nicht, wenn wir den Kreislauf der Erde um die Sonne dividieren wollen. Weil hier also alles unsicher ist, beschallte wir uns nach einer von uns willkürlich gesetzten Norm, die alle bindet, und eine solche Norm hat der Bundesrat gestern wieder auf 6 Monate eingeführt. In der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober gibt es dann wieder einen Sprung rückwärts und es ist alles im früheren Geleis. Chronos muß mitspringen.“

„Ja, aber hat denn der Bundesrat zu einer solchen Verschiebung überhaupt ein Recht? Das Gesetz vom 4. August 1914 räumt ihm doch nur die Befugnis ein, wirtschaftliche Maßnahmen zu treffen, nicht die Zeit zu verschieben und mit klumpen Faust in zarte häusliche Verhältnisse einzugreifen.“

„Mein Lieber, Sie haben wirklich noch nichts gelernt. Die Sommerzeit ist eine außerordentlich wichtige wirtschaftliche Maßnahme und der Bundesrat greift jeden Tag kräftig in unsere häuslichen Verhältnisse ein, die Zeitverschiebung wäre noch die kleinste Erschütterung, die in unser wirtschaftliches Leben getreten wäre. Aber so viel ist sicher: gestern nacht zwischen 11 und 12 Uhr durfte in Deutschland kein Mensch geboren werden. Wer es aber doch tat, wurde ein Maitäfer. Grüßen Sie Ihre liebe Frau! Der Standesbeamte hat recht.“

Dr. S.

Aus der Kriegszeit.

Die Ernährung der kurfürstlich-bayerischen Soldaten im Jahre 1795. Da die Begleitumstände des Krieges unter anderem auch die Frage der Ernährung in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gestellt haben, hat man es auch auf diesem Gebiet in letzter Zeit öfters unternommen, lehrreiche Vergleiche zwischen Gegenwart und Vergangenheit anzustellen. Trotzdem aber in zahlreichen Schriften das Thema von der besseren Ernährung zur guten alten Zeit betrachtet wurde und auch heute noch behandelt wird, so besitzen wir doch in dieser Hinsicht nur wenig Angaben, die als zuverlässig und historisch wie wissenschaftlich unantastbar hingestellt werden können. Umso beachtenswerter erscheint eine Untersuchung über die Ernährung der kurfürstlich-bayerischen Soldaten im Jahre 1795, die Geh. Rat Max Rubner in der Münchener Medizinischen Wochenschrift unternimmt. Der Forscher stützt sich hierbei auf die Angaben des Grafen Rumford, der im Jahre 1795 die Ernährung des Heeres in Bayern von Grund aus neu organisierte. Das uns diesbezüglich überlieferte Material ist auch darum der Betrachtung wert, weil Graf Rumford sich schon durch seine physikalischen Arbeiten stets als ein gewissenhafter Beobachter erwiesen hatte. Zu jener Zeit lag der öffentliche Wohlstand in Bayern arg darnieder, und dies war einer der Hauptgründe, die den Grafen, der 1784 in den Dienst des Kurfürsten von Bayern trat, zur Verbesserung der Lage der Soldaten veranlaßten. Nachdem der Sold auf 8 Kreuzer = 22,9 Pf. erhöht worden war, untersuchte Graf Rumford auch, wie diese tägliche Summe zur Ernährung des Soldaten verwandt werden könne. Da je 12 Mann unter Führung eines Sergeanten gemeinsam Küche führten, wurden auch die Kosten gemeinsam bestritten, wobei pro Kopf ungefähr 5½ Kreuzer täglich entfielen, so daß jedem Mann ungefähr 2½ Kreuzer für Bier und dem damals außerordentlich billigen Tabak übrig blieben. Von besonderem Interesse ist es heute, bei dieser Gelegenheit die damaligen Nahrungsmittelpreise an einigen Beispielen zu betrachten. So kostete das Kornbrot zu 2 Pfund 10,2 Pf., 2 Pfund feines Weizenmehl 23 Pf., 2 Pfund Rindfleisch 38,3 Pf., 2 Pfund Butter 32 Pf. Gemüse war in der damaligen Soldatenkost äußerst selten, ebenso wie Milch nicht häufig gebraucht wurde. Im gewöhnlichen Tageserhaltungen die Soldaten Suppe mit Rindfleisch und Semmelknödel oder Leberknödel, und in bezug auf Abwechslung waren die Mannschaften damals viel bescheidener als heute. Die tägliche Portion für einen Mann betrug 700 Gramm. Diese Ernährungsweise war nach der Meinung des Grafen Rumford in jeder Hinsicht vollkommen befriedigend, und nachdem sie so rein empirisch ausprobiert worden war, zeigte es sich auch, daß die Soldaten dabei gesund und zufrieden blieben. Dabei war die Fleischration so klein, daß jeder Mann täglich höchstens 64 Gramm Fleisch erhielt. Am auffallendsten ist der geringe Fettgehalt der damaligen Soldatenkost, da man sich mit dem in den angeführten Nahrungsmitteln enthaltenen Fett begnügte und nur an Fasttagen 23,3 Gramm Butter für jeden Mann dazu gekauft wurden. Übrigens steht auch heute noch der Butterverbrauch in Bayern hinter dem in Norddeutschland merklich zurück. Umso größer war, wie gesagt, der Brotverbrauch. Die Frage aber, ob die Soldaten in der „guten alten Zeit“ mehr leibliche Genüsse hatten als heute, kann an Hand dieser Betrachtung am besten beantwortet werden, indem man den Kostsatz von 1795 mit dem kleinen Friedensverpflegungssatz des deutschen Heeres der Gegenwart vergleicht. Dann ergibt sich, daß im ganzen Nährwert kein Unterschied vorhanden ist und nur in einzelnen Nährstoffen geringfügige Verschiebungen stattfanden. So hat sich die Soldatenernährung in den letzten 121 Jahren in der Masse des Energiawertes überhaupt nicht geändert, nur die Kochweise und die Art und Verteilung der Nahrungsmittel paßten sich den von der modernen Wissenschaft festgestellten Erfordernissen immer mehr an.

Die französische Mode fällt tiefen Frieden. Während in Frankreich die offizielle Öffentlichkeit sich nach wie vor chauvinistisch und kriegerisch gebärdet, ist doch eine bestimmte Berufsgruppe der Leute an der Seine heute so weit gekommen, dem bisher so ernst und marktschreierisch gepflegten Kontrast mit dem Kriege wenigstens in ihrem Fach zu entsagen. Die französische Mode ist kriegerisch geworden — das ist die jüngste Neuigkeit, von der die Pariser Boulevard-Blätter zu berichten wissen. Bis zum Beginn dieses Frühjahrs noch schwelgte die

französische Mode in den kriegerischsten Phantasien. Die Uniformen und Trachten sämtlicher Armeegruppen und selbst der farbigen Hofsoldaten der Alliierten wurden durch die Pariser Modenfabrikanten gelehrt, und es gab sogar keine Kleid mehr, das nicht irgendwie einen der Alliierten in Farben und Formen verherrlichte. Hohe Schnürstiefel, verschürzte Soldatenjassen, immer kürzer werdende schottische Röcke, das war das Durchschnittsbild der nach der Mode gekleideten Pariserin während der bisherigen Kriegszeit. Wenn auch die Güte während des vergangenen Winters die mannigfaltigsten Formen aufwies, so ähnelten sie sich alle doch dadurch, daß sie irgendein Kriegswerkzeug — eine Bombe, einen Helm oder einen Flugzeugpropeller — auf meist nicht gerade geschmackvolle Weise symbolisierten. Auch die Haartucht mußte sich der vor nichts zurückstehenden Herrschaft des Krieges unterwerfen. Besondere Haartuchten wurden erfunden, um Kosakenhaarmützen, belgische Käppis oder Infanteriehelme aus Stroh, Samt oder Seide zu tragen. Mit diesen kriegerischen Modestücken ist es nun, wie das „Journal des Débats“ versichert, ein für alle Mal vorbei. Der warme Frühling hat anscheinend die Herzen der französischen Modeschöpfer und -schöpferinnen milde gestimmt, und sie haben beschlossen, hinfür allem Kriegerischen zu entsagen, um wieder zu den Trachten des Friedens zurückzukehren. Und da ja ein französisches Sprichwort sagt, daß stets die krassesten Gegensätze sich berühren, folgen auf die wilden Kriegsmodele lässliche Kleidermoden von geradezu rührender Einfachheit und Frömmigkeit. Der Hauptfächer der neuen französischen Frühlingmode besteht in einer Art erneuerten Schäferstrolche. So hat der Frühling den Franzosen wenigstens in der Mode eine Art friedlicherer Gesinnung beigebracht.

Der versteuerte Schlaf in der englischen Eisenbahn. Die Anzahl neuer Steuern, die in England durch den außerordentlich hohen Kriegsverbrauch notwendig werden, bildet gegenwärtig neben den Zeppelinangriffen das Hauptgesprächsthema in der Öffentlichkeit Großbritanniens. Und tatsächlich sind auch die neu vorgesehene Steuern zahlreich und mannigfaltig genug, um in die Lebensgewohnheiten der englischen Bürger aller Klassen und Vermögensverhältnisse einzudringen und so dem Inselvolk, das sich bisher in seiner traditionellen Lebensführung unterleichtlich glaubte, den Krieg in sehr greifbarer Weise vor Augen zu führen. Auch der Eisenbahnbetrieb erfährt infolgedessen eine Versteuerung, als alle Bequemlichkeiten, die nicht gerade zu den Selbstverständlichkeiten einer Eisenbahnfahrt gehören, als „Luxus“ mit einer besonderen Kriegsteuer belegt werden. So werden die Fahrkarten für die unter dem Namen Pullman-Wagen bekannten Salonwagen auf den Bahnstrecken in England mit einer besonderen Steuer belegt, und auch die Schlafwagen erliegen nicht der überall nach neuen Geldquellen fahrenden englischen Regierung. So ist selbst der Schlaf in der Eisenbahn in Großbritannien zu einer Erscheinung geworden, die den Besonderheiten des Krieges unterliegt, und wer sich in diesen auch für England nicht gerade lieblichen Zeiten ein Schlafabteil gönnen will, muß der Regierung dafür seinen besonderen Obolus für Kriegszwecke entrichten.

Das Ibsen-Haus in Grimstad. Am 6. Juni dieses Jahres wird Grimstad, im Süden Norwegens gelegen, sein hundertjähriges Stadtjubiläum feiern und diesen festlichen Tag durch die Eröffnung und Einweihung seines Ibsen-Hauses krönen. Es handelt sich um das Haus, in dem Henrik Ibsen in den Jahren 1847–50 seine Apothekerzeit verbrachte, aus der er in sein späteres Leben und in seine Werke so viel mit hinüber genommen hatte. In diesen Apothekerlehrlingsjahren Ibsens entstand sein Erstlingswerk. Auf den „Catilina“ wird auch in diesem Hause gewissermaßen alles gestimmt, wie in der „Apostel“ erzählt wird. Die Nachtstube hinter dem Verkaufsraum der Apotheke, in der Ibsen die Nächte seines Sturmes und Dranges durchbrachte, ist mit allem Mobiliar, den Bildern, Wand- und Deckenfarben so hergerichtet worden, wie es zu den Zeiten gewesen sein mochte, als Ibsen dort wartete und dichtete. Auch den weißen Schreibtisch, den Ibsen so oft erwähnte und auf dem er den Catilina niederschrieb, fand man nach mühevoller Suche unter allem Gerümpel und stellte ihn in diesem Nachtzimmer auf. Außer Gegenständen aus den genannten Apothekerjahren bewahrt das Grimstad Ibsen-Haus auch einen Teil des Mobiliars von Ibsens Haus in Christiania auf, das des Dichters Sohn, der Staatsminister Sigurd Ibsen, von dem jüngst so oft die Rede war, dem Museum zur Bereicherung und Aufbewahrung übergeben hat.

Schach

Alle die Schachschere betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

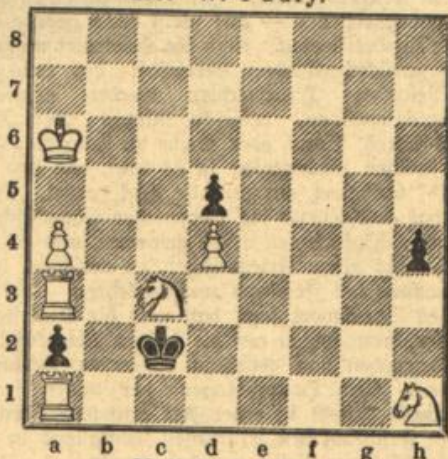
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 7. Mai 1916.

Aufgaben.

450. W. Pauly.



Matt in 4 Zügen.

Eine feine Aufgabe.

451. Theodor Bode in Wiesbaden. (Original.)

Kb6, Te8, Ld4, Sc5, Bb2, g6, g4, g3. (8 Stück.)

Kd6, Bd3, g7. (3 Stück.)

Matt in 3 Zügen.

Partie 164.

Aus dem Rice-Gedenkturnier in Neuyork, 25. Januar 1916, 7. Rde.

Vierspringerspiel.

Weiß: J. Bernstein. Schwarz: Capablanca.

- | | | | |
|--------------------------|--------------------|-------------------------|---------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 21. Tal×g1 | Dh4—f6 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 22. Tg1—g3 | e5×d4 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 23. Le3×d4 | e6—e5 |
| 4. Lf1—b5 | Lf8—b4 | 24. Ld4—e3 | Df6—e6 |
| 5. 0—0 | 0—0 | 25. Tg3—g5 | Ta8—f8 |
| 6. d2—d3 | d7—d6 | 26. De2—f1 | Tf7×e3 |
| 7. Lc1—g5 | Lb4×c3 | 27. Df1—g1 | Tf8—f7 |
| 8. b2×c3 | Dd8—e7 | 28. Tg5×h5 | Tf3×e3 |
| 9. Tf1—e1 ¹⁾ | Sc6—d8 | 29. f2×e3 | De6—c4 |
| 10. d3—d4 | Lc8—g4 | 30. Th5—g5 | Tf7—f1 |
| 11. Lb5—f1 ²⁾ | Sd8—e6 | 31. Tg5—g7 [†] | Kg8—f8 |
| 12. Lg5—c1 | Lg4×f3 | 32. Tg7—g8 [†] | Kf8—e7 |
| 13. g2×f3 | Sf6—h5 | 33. Tg8—g7 [†] | Ke7—d8 |
| 14. Lf1—h3 ³⁾ | Sh5—f4 | 34. Tg7—g8 [†] | Kd8—d7 |
| 15. Lh3—g4 [?] | h7—h5 | 35. Tg3—g7 [†] | Kd7—c6 |
| 16. Lg4×e6 | f7×e6 [?] | 36. Tg7—g4 | Tf1×g1 [†] |
| 17. Kgl—h1 | Sf4—h3 | 37. Kh1×g1 | Dc4×a2 |
| 18. Lc1—e3 | Dd8—h4 | 38. h2—h4 | Da2×c2 |
| 19. Dd1—e2 | Tf8—f7 | 39. Tg4—g3 | a7—a5 |
| 20. Tel—g1 | Sh3×g1 | | |

Aufgegeben.

¹⁾ Besser ist es, vorher auf c6 zu tauschen. — ²⁾ Die Öffnung der g-Linie gereicht nur dem Schwarzen zum Vorteil. — ³⁾ Am besten erscheint noch d4—d5 nebst Kg1—h1.

Auflösungen.

Nr. 446 (4 Züge). 1. La5, Kg7 2. Lc3+, Kh6 3. D×h1+; 2. . . . K×g6 3. T×g4; 2. . . . Kg8, f8 3. Lf5; 1. . . . Kg8 2. Lf5, ∞ 3. Df7 (+); 1. . . . h×g6, 2. Le6, ∞ 3. Lc3+; 1. . . . L×d7 2. Lc3+, Kg8 3. D×d7; 1. . . . ∞ 2. Lc3+, ∞ 3. Le6 (+).

Nr. 447 (2 Züge). 1. Te5.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., Dr. M., R. St. und A. Dl. zu beiden Aufgaben. Verspätet sandte R. Belz die Lösungen der Aufgaben 444 und 445 ein.

Briefkasten. An mehrere Einsender. Bei 447 scheitert

1. Ta5 oder 1. Sb5[†] an 1. . . . K×e7.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Akrostichon.

Man suche 7 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen eine moderne Waffe.

- | | |
|---------------------------|--------------------|
| a. | b. |
| 1. Empfindung | — Gefäß. |
| 2. Blumen | — Fest. |
| 3. Kleidungsstück | — Blume. |
| 4. Nahrungsmittel | — Hundart. |
| 5. Rückstand | — Baum. |
| 6. Tierische Waffe | — Pflanzenteil. |
| 7. Mechanisches Kunstwerk | — Teil des Kopfes. |

Kriegsrätsel.

Die Russen sind es, das Land ist frei,
Versprengt die Kosakenhorden
Und unsere tapfere Reiterei
Schwärmt immer weiter gen Norden.
Doch anders gesprochen, zeigt sich's fast
Als könnte nichts es erschüttern.
Wenn Berta, die dicke sich erst hören laßt
Verkehrt sich sein Trotz in Zittern.

Auszählrätsel.

T M N M P K O A D F A N U O U M

Vorstehende Buchstabenreihe ist mit einer bestimmten Zahl auszuführen. Beim ausgezählten Buchstaben wird immer wieder begonnen und kein Buchstabe übersprungen. Die Lösung benennt ein wichtiges Ereignis vom westlichen Kriegsschauplatz.

Rätsel.

Es kam in den Schützengraben hinein
Mit einem Mordsspektakel.
Da fiel einem tapfern Krieger ein:
Das ist ein recht Mirakel.
Zu Hause hab' ich es oft verzehrt,
Hier aber hat's mich zu verzehren begehrt.
Zu Haus ist's süß, auch kühl wie Eis,
Hier aber gar bitter und teuflisch heiß.

Silbenrätsel.

Aus folgenden 24 Silben sind 9 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben einen deutschen Heerführer ergeben: mi ra le ne ko leigh o mi pass i diep tu sau ger tat nec sei reit tin er zel nas rup see. 1) Ungarischer Bezirk. 2) Stadt in Nord Carolina. 3) Sibirischer Küstenfluß. 4) See im Albanergebirge. 5) Fluß in Tirol. 6) Hollandischer Hafen. 7) Asiatische Insel. 8) Deutsche Provinz. 9) Weinsorte.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 201.

Bilderrätsel: Sanguiniker. — Telegrammrätsel: General von Pflanz-Baltin. (Genie, Choral, Vogel, Napf, Lanze, Raub, Falter, Wien.) — Silbenrätsel: Edelstein.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Von einem Bauernmädchen, das eine Prinzessin sein wollte.

Ein Märchen von Ilse-Dore Canner.

Es war einmal ein Bauernmädchen, das war so hübsch und fein, daß seine Eltern es schon, als es noch ganz klein war, „unser Prinzesse“ nannten, und mit jedem Jahre wurde es schöner. Es war nicht derb, grobknochig und rotwangig wie die anderen Bauernmädchen, sondern zart und zierlich, mit einem Gesicht wie eine Apfelblüte. Wo es auch hinkam, drehen sich die Leute nach ihm um und sagten: „Sieht es nicht aus wie eine Prinzessin, das Bauernmädchen?“

Von all den Schmeicheleien nun, die Trina hörte, wurde sie eitel und eingebildet. Sie scheute sich vor jeder größeren Arbeit in Haus und Hof, wie sie doch sonst die Bauernmädchen verrichten müssen, denn sie wollte, daß ihre Hände weiß und fein sein sollten wie die einer Prinzessin und ihr Gesicht nicht verbrenne. Die Eltern, deren einziges Kind sie war, taten ihr allen Willen. So kam es, daß Trina meist am Fenster des Bauernhauses saß und spann, aber nicht fleißig und eifrig, sondern langsam und bedächtig, wie es ihr gerade paßte. Währenddessen plagte sich ihre Mutter vom Morgen bis zum Abend und bediente die Tochter, als sei sie wirklich eine Prinzessin.

Trotzdem es nun im ganzen Dorfe bekannt war, daß Trina faul und hochmütig sei, verlockte doch ihre Schönheit manchen reichen Bauernburschen, daß er kam und sie zur Frau begehrte. Aber Trina hatte für jeden nur ein spöttisches Lachen.

„Was bildet er sich denn ein! Ich werde doch nicht einen groben Bauerntölpel heiraten; dazu bin ich viel zu schade“, sagte sie.

So blieben die Freier schließlich fort, und da kein Prinz sich in das Dorf verirrt, hatte Trina die besten Aussichten, nie einen Mann zu bekommen. Sie erklärte, das sei ihr auch viel lieber, als eine Bäuerin zu werden, denn dazu passe sie nun einmal entschieden nicht.

Da starben kurz hintereinander ihre Eltern. Nun war sie allein auf dem großen Bauernhof mit ein paar Mägden und Knechten und hätte genug zu tun gehabt, überall nach dem Rechten zu sehen. Aber das fiel ihr gar nicht ein; sie kümmerte sich um nichts. So kam es, daß bald alles drunter und drüber ging und die „faule Trina“, wie man sie jetzt nannte, an allen Ecken und Enden betrogen wurde.

Es dauerte nicht ganz zwei Jahre, da war der einst so schöne, stattliche Bauernhof verlottert und verkommen. Trina war froh, als ihr ein reicher, alter Bauer das, was ihr noch von ihrem Erbe geblieben war, für ein paar Taler abkaufte. Die nahm sie nun, packte einige Habseligkeiten in ein Bündel, zog aus ihrer Heimat

fort, und das Herz war ihr nicht einmal schwer dabei, denn sie dachte: „Wer so schön ist wie ich, der wird schon sein Glück machen, wenn er nur erst in die Welt hinauskommt!“

Sie wanderte also guten Mutes zum Dorf hinaus und wartete darauf, daß ihr irgend ein Glück begegne. Aber nichts Besonderes geschah; nur heiß und staubig war es auf der Landstraße. Da setzte sich die faule Trina an einen Waldrand, zog ihre Wegzehrung hervor, aß und trank.

Als sie einmal zufällig aufsaß, bemerkte sie, daß kaum zwanzig Schritt entfernt eine alte Frau gleich ihr auf einem Baumstamm saß und eifrig strickte. Gerade entfiel der Alte das große, graue Wollknäuel und rollte vor Trinas Füße.

„Willst Du wohl so freundlich sein, es mir aufzuheben und herzubringen, meine Tochter?“ bat die alte Frau freundlich.

Trina zuckte hochmütig die Achseln.

„Wie käme ich denn dazu? Ich bin nicht Eure Dienerin; paß doch auf Euer Knäuel auf“, sagte sie ungezogen.

Die Alte kicherte vor sich hin.

„Du hast recht, meine Tochter; ich kann es mir auch allein holen.“

Sie stand auf, humpelte mühsam zu Trina hin, bückte sich ächzend und hob das Knäuel auf. Dann sah sie Trina an.

„Wie kommt so ein hübsches, feines Mädchen hier auf die Landstraße? Du siehst aus wie eine Prinzessin und paßtest für einen Königsthron“, sagte sie schmeichelnd.

Trina seufzte, und ihr mürrisches Gesicht wurde freundlicher.

„Ja, wenn ich nur wüßte, wie ich hinkommen könnte!“

„O, da wüßte ich schon Rat“, antwortete die Alte. „Gerade jetzt sucht die Königin von Goldland eine Gemahlin für ihren Sohn; aus allen Himmelsrichtungen kommen die Prinzessinnen, um sich der alten Königin vorzustellen. Da müßtest Du hin. Die alte Königin und der Prinz würden Dich sicher wählen, denn schöner und feiner als Du kann keine Prinzessin sein.“

„Das glaube ich auch“, erwiderte Trina stolz. „Aber dazu müßte ich erst ein seidenes Gewand haben wie eine Prinzessin, ein Krönchen und ein paar Diener, die mich in einer Sänfte tragen; dann nähme ich es sicher mit jeder Prinzessin auf.“

Wieder kicherte die Alte.

„Den Wunsch will ich Dir gerne erfüllen, meine Tochter, weil Du so lieb und fein bist.“

Sie berührte Trina mit ihrem Wollknäuel. Da hatte diese plötzlich ein Kleid an von weicher, lichtblauer Seide, mit Goldfäden übersponnen, und auf ihrem Haupte spürte sie einen Reif. Dann nahm die Alte ein leeres Schneckenhaus und berührte es mit ihrem Knäuel; es wurde eine goldstrotzende Sänfte daraus. Aus vier Hirschkäfern machte sie im Handumdrehen noch vier stattliche Diener. Ehe Trina noch recht zur Besinnung kam und der alten Frau — sie merkte nun, daß es eine mächtige Zauberin war — danken konnte, saß sie schon in der Sänfte; die Träger setzten sich mit ihr in Bewegung und brachten sie nach Goldland.

Je mehr sie sich dem Schlosse näherten, desto mehr Leben war auf der Landstraße, denn es war der letzte Tag, an dem die Königin-Mutter eine Frau für ihren Sohn wählen wollte. Da kamen viele Leute von nah und fern, die Festlichkeiten aus Anlaß der Vermählung des Prinzen mitzufeiern. Auch manche Sänfte sah Trina, deren Insassen sich neugierig vorbeugten, vorübertragen, und manche goldene Kutsche rollte an ihr vorbei.

Endlich hielt die Sänfte vor dem Schloß. Ein paar Diener eilten herzu und rissen die Türe auf. Trina stieg langsam aus. Von allen Seiten drängten die Leute hinzu, um die neue Prinzessin zu sehen, und: „Ach, wie ist sie schön! Das ist die schönste von allen!“ tönte es um sie her.

Trina lächelte befriedigt und ließ sich die Marmortreppe hinaufführen. Trotzdem sie noch nie in einem Schlosse gewesen war und solche Pracht wie hier in Goldland noch nie geschaut hatte, tat sie doch ganz sicher und gar nicht erstaunt, denn es durfte beileibe niemand merken, daß sie keine wirkliche Prinzessin war.

Zwei Herolde stiegen in ihre Hörner, ehe sie den großen Thronsaal betrat; ein dritter rief laut ihren Namen „Prinzessin Trina!“ in den Saal.

Trina war fast geblendet von dem Glanze ringsum und konnte nichts unterscheiden. Aber mutig ging sie immer vorwärts, bis sie dicht vor dem Throne der alten Königin stand. Da machte sie einen tiefen Knicks.

Neben der Königin saß der Prinz; seitlich hatten schon etwa zwanzig Prinzessinnen Platz gefunden, eine immer schöner als die andere. Aber als Trina eintrat, war es, als verblaßte all der anderen Schönheit; es war nicht einer im Saale, der nicht gedacht hätte: „Prinzessin Trina ist die allerschönste hier.“ Auch der Königssohn neigte sich schnell zu seiner Mutter und flüsterte: „Diese und keine andere soll meine Gemahlin sein!“

Die alte Königin war selbst so entzückt von der Schönheit der fremden Prinzessin, daß sie nicht zögerte, zu erklären, ihre und ihres Sohnes Wahl sei auf Prinzessin Trina gefallen; morgen solle die Hochzeit gefeiert werden. Der Prinz nahm Trina bei der Hand und führte sie in den Speisesaal. Alle anderen folgten, die Prinzessinnen freilich mit etwas saurer Miene, denn jede ärgerte sich, daß Trina nun Königin würde. Aber da sie nicht den Königssohn bekamen, wollten sie wenigstens die Hochzeitsfestlichkeiten mitmachen, die drei Tage dauern sollten.

Bei Tische gab es nun eine Menge der feinsten und herrlichsten Gerichte, die Trina gar nicht kannte und auch nicht zu essen verstand. Darum genoß sie fast gar nichts. Aber das fanden alle besonders vornehm; ja, die alte Königin war sogar besorgt, daß ihre zukünftige Schwiegertochter es am Ende nicht fein genug bei ihr finden könnte. Der Prinz endlich flüsterte Trina zu: „Wenn Ihr erst meine Gemahlin seid, sollt Ihr alles so einrichten und bestimmen, wie Ihr es von Hause gewöhnt seid, liebe Werte Prinzessin.“ Da wurde sie freilich feuerrot, denn sie mußte an das Bauernhaus daheim denken.

Das Festessen dauerte bis in die Nacht hinein. Die alte Königin ließ Trina danach von zwei ihrer Damen in das ihr bestimmte Gemach führen, damit sie ihr beim Entkleiden behilflich seien.

Die beiden Edelfräulein, die Trina begleitet hatten, lösten ihr die seidenen Oberkleider und waren sehr

freundlich und demütig zu ihr, denn sie dachten, daß sie vielleicht Hofdamen bei der jungen Königin werden könnten. Plötzlich aber stiegen sie einen Schrei des Entsetzens aus, denn wie die seidenen Hüllen zu Boden sanken, stand Trina plötzlich da in dem groben leinenen Hemde, das noch ihre Mutter selbst gesponnen und gewebt hatte. Als sie an sich herunterfah, schämte sie sich entsetzlich.

Das eine der Edelfräulein lief schnell zu der alten Königin und holte sie herbei. Die fühlte mit spitzen Fingern den groben Stoff des Hemdes an.

„Pfui“, sagte sie entrüstet, „Du bist nie und nimmer eine wirkliche Prinzessin; dieses grobe Zeug hätte sie wundgerieben. Du hast uns alle betrogen.“

„Ich bin doch eine Prinzessin“, erwiderte Trina zitternd. „Seht dort mein Prinzessinnenkleid und meinen goldenen Reif!“

(Schluß folgt.)



Aus dem Leben der Honigbienen und von der Imkerei.

Von Wilhelm Knapp.

Es gibt allerlei Bienen: wilde und zahme. Wohl an 2000 Arten mögen auf der ganzen Erde leben. Für uns Menschen ist aber nur eine wichtig. Man nennt sie Honigbiene, weil sie den süßen Honig aus den Blüten holt, der den Kindern so vortrefflich schmeckt. Schon in uralten Zeiten hat sie der Mensch gezähmt und als Haustier gehalten. Der Bienenvater oder Imker hat ihr aus Brettern oder aus Stroh kleine Wohnungen gezimmert, die wir Bienenstöcke nennen. Durch eine kleine Öffnung in einer Wand, das Flugloch, fliegen sie ein und aus und tragen gar eifrig den Honig nach Hause.

Wie die Menschen in einem Dorfe oder in einer Stadt zusammenleben, so wohnen auch viele Bienen in einem Stöcke zusammen. Alle Arbeiten verrichten sie gemeinsam. Ein solches Gemeinschaftsleben bildet einen Staat, und die Angehörigen eines Bienenstaates heißen auch Bienenvolk. In einem Bienenstocke wohnen etwa 10–50000 Tiere zusammen. Die meisten sind die Arbeitsbienen, die den Honig eintragen, die Waben bauen und die Jungen pflegen. Die größten Tiere sind die Drohnen. Man kennt sie an ihren großen, schwarzen Augen und an ihrem dicken Hinterleib. Es sind die Männchen der Bienen, die nur im Sommer leben. Sie helfen nicht bei der Arbeit, haben keinen Stachel und zehren nur von dem Honig, den die Arbeitsbienen eintragen. Das wichtigste Wesen im Bienenstaate ist aber die Mutterbiene, auch Königin genannt. Ihr Hinterleib ist bedeutend länger als der der Arbeitsbienen. Sie legt alle Eier, aus denen das ganze Bienenvolk entsteht.

Beobachten wir nun einen Stock während einem Jahre! Groß ist die Freude des Bienenvaters, wenn seine Lieblinge an einem schönen, warmen Februartage ihren ersten Ausflug, den „Reinigungsflug“, nach den langen Wintermonaten halten. Mit neuer Hoffnung in der Brust reinigt er seiner Völkern die Wohnungen, behält seine Pflöge auf im Auge, damit sie genug Futter haben und vor den Feinden bewahrt bleiben. Je höher die Frühlingssonne steigt, desto mehr Arbeit bekommt der Imker, denn jetzt beginnt die Königin, Eier zu legen, kleine weiße Stifchen, die etwa 1 Millimeter lang sind. Daraus entstehen Larven, die sich bald verpuppen und ein seidenartiges Gewebe um sich spinnen. Allmählich erhält die Puppe die Körperteile der Biene, sie wird munter und kriecht als Biene aus ihrem Versteck hervor. Die Entwicklung der drei Bienenwesen ist aber verschieden und zwar folgende:

	Königin	Arbeitsbiene	Drohne
Ei	3 Tage	3 Tage	3 Tage
Larve	5 „	6 „	6 „
Puppe	9 „	12 „	16 „
	17 Tage	21 Tage	25 Tage

Im Monat Mai schreitet dann alles mächtig vorwärts, und bald tanzen die jungen Bienen um den Stock herum.

Das Volk wird immer stärker, und bald ist die Wohnung zu klein. Das merkt die Königin, und sie legt in die Königinnenwiegen, die die Form eines Eichelhäpfchens haben, Eier, aus denen nach 17 Tagen junge Königinnen hervorschlüpfen. Aber schon nach ungefähr 10 Tagen entsteht eine merkwürdige Unruhe im Hause. Ein eigentümliches Summen hört man und siehe — in toller Hast stürzen sich tausende von Bienen, die alte Königin mitten unter ihnen, aus dem Flugloch. Der Imker ruft: Die Bienen schwärmen! Die Luft ist voller Bienen, alles fliegt wild durcheinander. Allmählich setzen sie sich zu einer großen Traube an den Zweig eines nahen Baumes. Eine Biene hängt an der anderen. Der Imker holt einen leeren Sack und bringt die ganze Gesellschaft dort hinein. Es hat ein neues Bienenvolk gegeben.

Das ist eine arbeitsreiche Zeit für den Imkersmann, denn jetzt muß er besonders auf seinen Schwarm achtgeben, daß er seine Wohnung schön ausbaut. Aus Wachs wird das Bauwerk aufgeführt. Zwischen den Ringen des Hinterleibs scheiden die Bienen dasselbe in kleinen Plättchen aus, bringen es mit den Vorderfüßen in den Mund, kneten es und kleben Klümpchen an Klümpchen zusammen, bis die sauberen, sechseckigen Bienenzellen alle hergestellt sind. So entstehen die Waben, die bald die ganze Wohnung ausfüllen. Damit der Bienenvater aber jede einzelne Wabe aus dem Kasten herausholen kann, sorgt er dafür, daß die Bienen schön in Holzrähmchen bauen. Man findet in einem Stocke dreierlei Zellen: Königinnenzellen, Drohnenzellen und Arbeiterzellen. Sie dienen zunächst als Wiegen, in denen die Jungen erbrütet werden, später werden sie dann als Vorratsräume für Honig und Blütenstaub benutzt.

Die Arbeitsteilung ist bei den Bienen sehr entwickelt, ihre Regsamkeit und ihr Eifer ist erstaunlich. Die jungen Bienen besorgen in den ersten 14 Tagen die Pflege der Brut und das Bauen, die älteren fliegen hinaus „auf Tracht“, sammeln Honig und Blütenstaub und tragen Wasser nach Bedarf.

Die dem Menschen nützlichste Tätigkeit der Biene ist das Honigeintragen. Dazu ist sie vortrefflich eingerichtet. Da sie aber ihre Nahrung nur in winzig kleinen Mengen draußen in der Natur findet, so muß sie ein außerordentlich guter Flieger sein.

Wenn sie eine Blüte entdeckt hat, läßt sie sich nieder und hält sich mit ihren Fußklauen an der schwanken Blume fest. Gleich legt sie ihre Mundwerkzeuge zu einer Röhre und saugt den Blütenfakt auf. Das ist aber lange noch kein fertiger Honig, was die Biene in den Blüten findet, sondern zum größten Teil nur Rohzucker. Durch Mundwerkzeuge und die Speiseröhre gelangt er in den Honigmagen, wo er verdichtet invertiert wird, d. h. wo der Rohzucker durch Körpersäfte in Frucht- und Traubenzucker verwandelt wird. Ist der Honig auf die Weise fertig, dann gibt ihn die Biene wieder wie durch eine Ballonspitze in die Zellen der Waben ab und verschließt dieselben sauber mit einem Wachsdeckel. Bei schöner Witterung sind die Bienen emsig draußen auf den Blüten und tragen, und der Bienenvater kann bald aus Honigschleudern denken. An einem warmen Tage gehts an die Arbeit. Die Türe an dem Kasten wird geöffnet, das Fenster entfernt und nun holt der Imker vorsichtig mit einer besonderen Wabenzange Wabe nach Wabe heraus. Die darauffliegenden Bienen werden mit einer kleinen Bürste oder einer starken Gänsefeder behutsam abgekehrt. Die sauberen Waben werden zur Schleuder ins Haus getragen. Hier werden die Wachsdeckel mit einer breiten Gabel, die viele feine Zinken hat, entfernt und die Wabe in die Schleuder gestellt. Durch die Zentrifugalkraft fließt der Honig aus den Zellen gegen den Schleuderkessel und von hier durch die Abflußöffnung in die Honiggläser.

Aber nicht jedes Jahr hat der Imker eine reiche Ernte. Es gibt auch Jahre, in denen er manchmal gar keinen Honig bekommt. Wenn dann draußen in der Natur nichts zu holen ist, dann fallen die Bienen sich häufig untereinander an und suchen sich zu berauben.

Gelingt es einer fremden Biene, irgend in ein Volk einzudringen, so saugt sie sich mit einer wahren Hier voll Honig und eilt damit nach Hause. Gleich erscheint sie mit einer Anzahl Schwestern, die mit List und Gewalt in das Volk einzudringen suchen. Man sieht dann viele kämpfende Bienen vor dem Flugloch lagern, die hin- und herlaufen und einander zerren. Die Räuber umschwärmen unstill das Flugloch, und das schwächere Volk gerät dabei in Verwirrung, so daß es nach kurzer Zeit jeden Widerstand aufgibt, sich oft die Königin abstechen läßt und den letzten Tropfen Honig hergibt. Die Raubbienen sind aber keine besondere Art von Bienen, die zum Rauben neigen, sondern alle Bienen besitzen als un-er-

nünftige Tiere die Neigung, Honig zu nehmen, wo sie ihn bekommen können.

Wenn die Biene bei ihrer Arbeit von Blüte zu Blüte fliegt und in dieselbe eindringt, so streift sich der Blütenstaub — der Imker nennt ihn Pollen — an ihrem behaarten Körper ab, so daß sie oft über und über damit bedeckt ist. Mit Hilfe der Beine bürstet sie nun den Staub zusammen und trägt ihn an den Unterschenkeln der Hinterbeine in ihr Heim. So kommt es, daß die eine Biene rote, die andere gelbe, wieder eine andere weiße „Höschen“ trägt. Wie sehen wir aber eine Biene mit bunten Höschen, ein Beweis, daß die Biene auf ihrem Ausflug nur eine Art von Blüten besucht.

Trotz des Bürstens bleibt aber immer noch etwas Blütenstaub an den Haaren hängen, der an den Narben der besuchten Blüten hängen bleibt. So besorgt auch noch die Biene das wichtige Geschäft der Pflanzenbestäubung.

Während der vielen Arbeit verstreicht die Zeit schnell, und bald wehen rauhe Stürme über die Felder und das gelbe Laub sinkt zur Erde. Dann muß auch der Imkers-



Das ausgeschwärmte Bienenvolk wird in einen leeren Korb gefaßt.*

mann seine Bienen für den Winter vorbereiten. Da gilt es, den Völkern für den entnommenen Honig Futter zu geben. Dazu nimmt er Zucker, den er in Wasser auflöst.

So ist der Sommer dahingegangen, und nun gehts in den Winter. Der Bienenvater prüft noch einmal, ob alles in Ordnung ist und verpackt dann seine Völker recht warm mit Moos oder Holzwole. Das war die letzte Arbeit. Nun ist alles in Ordnung. Noch einmal richtet er den Blick mit dem Wunsche gen Himmel: Möge der Herrgott meine Lieblinge behüten! Dann blickt er vorwärts und rüstet für das nächste Bienenjahr.

* Das Bild ist eine der zahlreichen Illustrationen, mit denen das bereits in 9. Auflage vorliegende Buch von Frank Stevens: „Die Reise ins Bienenland“ (Stuttgart, Kosmos-Gesellschaft für Naturfreunde, Geschäftsstelle: Gröndt'sche Verlagshandlung) geschmückt ist. Wir machen unsere jungen Leser auf diese prächtige Erzählung aus dem Leben der Bienen aufmerksam. Es ist ein Genuß und in höchstem Maße unterhaltend, das Buch Stevens zu lesen, das nicht hinter den Tiergeschichten R. S. D. Roberts und den Erzählungen aus allen Naturgebieten zurücksteht, die uns ein anderer Engländer, Karl Ewald, besichert hat. Auch erwachsenen Naturfreunden kann das Werk empfohlen werden. D. Schriffl.

Aus der Geschichte des Brotes.

Geh. Rat Rubner leitet eine größere Arbeit, die er über die Frage der Ausnutzungsmöglichkeit des Brotgetreides in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht, mit einigen geschichtlichen Vorbemerkungen ein, die von allgemeinem Interesse sind. Brot hat es in der Volksernährung, obwohl es uns heute als völlig unentbehrlich erscheinen könnte, nicht zu allen Zeiten gegeben. Manche glauben den Phöniziern den Ruhm zuerkennen zu müssen, daß sie als erste Brot hergestellt haben; fest steht jedenfalls, daß die Backkunst von Ägypten zu den Griechen und von diesen um 168 v. Chr. nach Rom kam. Das Backen des gegorenen Teiges hat sich allmählich über die ganze Welt verbreitet, aber seit zwei Jahrtausenden ist in der Herstellung von Nahrungsmitteln aus Getreide kein bedeutenderer Fortschritt erzielt worden. Bis dahin hatte das Brotgetreide eine andere Verwendung gefunden, z. B. zu breiartigen Gerichten, wie sie auch heute noch bestehen. Das Brotbacken war wohl die größte Umwälzung, die sich in der Welternährung vollzogen hat; in allen Kulturländern ist das Brot als dauerndes Gericht aufgenommen. In der Technik der Broterzeugung wurde ein Fortschritt später durch die Vervollkommenung der Mühlen mit der Kleietrennung und im 19. Jahrhundert vor allem durch die Entgiftung der Mehle von Unkrautsamen, namentlich vom Mutterkorn, gemacht. Das Brotgetreide ist durch Jahrtausende Weizen und Roggen geblieben. In manchen Bezirken hat man zwar versucht, Brot aus Gerste, Hafer, Mais, Reis, ja selbst aus Bohnen herzustellen oder Zusätze dieser Art zu den Brotmehlen zu machen, aber es ist nicht gelungen, dauernd oder in weiten Bezirken solche „örtliche“ Eigentümlichkeiten oder Ausgeburten der Not einzubürgern. In einigen abgelegenen Landschaften, in einsamen Gebirgstälern hat Hafermehl und Gerstenmehl als Broterersatz dienen müssen, mit der Hebung des Verkehrs hat sich aber auch hier Roggen- und Weizenbrot verbreitet. Weizen und Roggen sind dabei für die Broterzeugung nicht gleichwertig. Der Weizen mit seinem stark entwickelten Mehlkern liefert reichlich ein weißes Mehl, das sich durch den Gehalt der Kleberstoffe auszeichnet, welche, wie der Name sagt, dem Teige einen innigen Zusammenhang geben, was für die Lockerung bei Gärung des Teiges von besonderer Wichtigkeit ist. Das Brot hat als Nahrungsmittel eine besondere Bedeutung, weil bei ihm die „Abgegessenheit“ auch bei längerem, ausschließlichem Genuß nicht eintritt, wie das bei manchen anderen Nahrungsmitteln der Fall ist. Es wird heutzutage allgemein aus gebüttem Mehl hergestellt, das heißt die Kleberbestandteile sind mehr oder minder abgeschieden. Die Zermahlung geht meist so weit, daß das Mehl ohne Rest durch Maschen von 0,1 bis 0,2 Millimeter Weite hindurchgeht. Brot aus ungebeutetem Mehl zu nehmen, hat sich nur ausnahmsweise als Rest alter Volksgewohnheit erhalten, z. B. in Westfalen, das in ländlichen Bezirken noch an Pumpernickel festhält. Im vorigen Jahrhundert entwickelte sich die Mühlen-technik über die Grenze der bisher üblichen Flachmüllerei, die in einem Mahlgang

Kleie und Mehl trennte, zur Hochmüllerei, die das Korn in einer ganzen Reihe verschieden feiner Ausmahlung herstellte und in den Handel brachte. Das hat auch für die Verfeinerung der Backweise für die feine Kuchenbäckerei und Lugus-brotware aller Art Bedeutung. Erst Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man der Beseitigung der Kleie bei der Zermahlung eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und das Vermahlen des ganzen Kornes befürwortet.

Geographie vor 150 Jahren.

„Gottlieb Endesleder, der Evangelischen Schule zu Friedland in Schlesien erster Rektor“, ließ 1759 „bey Johann Jakob Korn, Breslau“ eine „Kurzgefaßte Kinder-Geographie“, deren langer Titel aus Raumangel nicht angegeben werden kann, „in Druck ausgehen“, die einen sonderbaren Begriff vom Stande der damaligen Schulwissenschaft gibt. Hier einige Proben daraus: Welches ist eine von den galantesten Wissenschaften in der Welt? Die Geographie, lateinisch: Geographia. „Was muß man bei Erlernung der Geographie zur Hand haben?“ „Eine Land-Charte.“ „Wer führte die Land-Charten in Ägypten ein?“ „Der König Sesostris.“ Diese wertvolle Erkenntnis wird nun erweitert: „Auf was für einem Wagen fuhr er?“ „Auf einem güldenen Wagen.“ „Wer mußte diesen Wagen ziehen?“ „Der gefangene König, die er angespannt hatte.“ So geht es noch eine Weile fort, bis wir endlich im eigentlichen Stoffgebiete sind. „Was giebet es vor Inseln?“ „1. Große Inseln, 2. mittelmäßige Inseln, 3. Kleine Inseln.“ Bestimmter lautet die Antwort auf die nächste Frage: „Welches sind die höchsten Berge in der Welt?“ „1. Athos (Monte Santo) in Mazedonien, 2. der Picu auf der afrikanischen Insel Teneriffa.“ Nachdem die fernen Berge so behandelt worden sind, kommt das Buch auch auf die heimatischen zu sprechen. „Was für hohe Berge sind in Teutschland zu merken?“ Die Antwort lautet: „1. Der Blogberg auf dem Harz-Wald. 2. Der Hörselberg auf dem Thüringer-Wald unweit Eisenach. 3. Der Koppelberg bei der Stadt Hameln im Hannöverschen.“

Eine ostpreussische Kriegssage.

In der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ wird berichtet, daß ein Fräulein Charlotte Wüstendorfer aus Königsberg in der Nähe von Memel eine eigenartige Sage gehört hat, die in Beziehungen zu diesem Kriege steht. Ein Nachtwächter pfiff im Jahre 1913 eines Nachts die Mitternachtsstunde aus. Da trat, so wird es vom Volksmund erzählt, aus dem Schatten ein kleines Männchen zu ihm und hat: „Pfeif doch dreizehn!“ Der Nachtwächter lachte und sagte: „Das gibt es doch nicht!“ Da verschwand das Männchen. In der nächsten Nacht kam es wieder und hat ihn diesmal viel eindringlicher: „Pfeif doch dreizehn!“ Der Wächter wies es wieder ab. Aber die Sache kam ihm doch merkwürdig vor, und er ging am nächsten Morgen zum Amtsvorsteher und erzählte ihm alles. Der rieth ihm: „Wenn das Männchen wieder kommt, dann pfeif ruhig einmal

dreizehn!“ In der dritten Nacht tat es der Wächter wirklich. Da sah er drei Särge vor sich stehen. Einer war voll Blut, einer voll Wasser und der dritte war leer. Und das war, so deutet es die Erzählung, eine Vorausagung des Krieges. In dem ersten Sarg da war das viele Blut, das fließen wird, in dem zweiten waren die Tränen und der dritte Sarg bedeutet das arme, leere Ostpreußenland, das die Russen ausgeplündert haben.

Der Wandertrieb der Zugvögel.

Der Wandertrieb, der den Zugvögeln innewohnt, bedarf der Erziehung: Sobald sie aus dem Ei kriechen, lernen sie den Raum, der sie umgibt, kennen; dann entfernen sie sich, um Nahrung zu suchen, und der Eifer des Fluges treibt sie schließlich so weit, als ihr Gedächtnis reicht — dergestalt entwickelt sich schnell in ihnen der Orts- und Orientierungssinn. Es gibt Vögel, welche im Frühjahr über 15 000 Kilometer zurücklegen, um von Südafrika, Polynesien und Australien nach den Polargegenden auszuwandern, im Herbst rückwärts den gleichen Weg ins Winterquartier unternehmend; die Steinschwalbe macht jedes Jahr die Reise hin und zurück vom Kap der guten Hoffnung nach dem Nordkap. A. Mosso.

Für das Stammbuch.

Ewig eilt die Zeit von hinnen,
Wer sie nützt, kommt nicht in Not.
Wer sie nützt, wird stets gewinnen,
Nur der Faule schlägt sie tot.

Harte Zeit bringt schwere Not,
Beugt Dich unter ihr Gebot.
Hältst Du stand mit festem Sinn,
Bringt selbst Not Dir noch Gewinn.

Sammle die Freuden der Jugendzeit
Zu der Erinnerung Schatz.
Wenn sich Dir naht die Leidenszeit
Und Sorgen greifen Platz,
Sieh', so hebt dies köstliche Gut
Den gesunkenen Lebensmut.

M. Herrmann.

Knacknuß.

Der Rentner Meier hatte seinen Neffen Max und Moritz 200 Kicker mitgebracht und sagte: „Wer es zuerst fertig bringt, die 200 Kicker so in zwei Teile zu teilen, daß der eine durch 19 und der andere durch 13 teilbar ist, bekommt den größeren Teil.“ Moritz hatte die Teilung zuerst richtig vorgenommen. Wie groß war jeder Teil?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schießt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Die sieben Gewichte des Kaufmanns Schmidt wogen einzeln 1, 2, 4, 8, 16, 32 und 64 Pfund.